



# REISE IN EIN ANDERES LAND

EIN REISEBERICHT VON EBERHARD K.

**V**om 1. bis zum frühen Morgen des 5. Januar 2024 unternahm ich eine Reise in jenes Land, das mir so sehr am Herzen liegt, um meine Freunde dort in dieser schwierigen Zeit zu besuchen. Mein Weg führte mich zuerst für anderthalb Tage nach Jerusalem, wo Shimshon, ein enger Schulfreund, mit seiner Familie lebt. Danach habe ich mich für weitere anderthalb Tage im Oberen Galiläa aufgehalten, um meinen Freund und Kollegen Peter und dessen Familie, um Schüler und Kollegen unserer Partnerschule, sowie um Menschen zu treffen, die in der dortigen Regionalverwaltung tätig. Unter diesen ist Dafna hervorzuheben, die dort die internationalen Kontakte betreut und zu der im Laufe der letzten zehn Jahre eine enge Verbindung gewachsen ist.

Meine Eindrücke, die ich in diesen etwas mehr als drei Tagen gewonnen habe, lege ich hier schriftlich nieder, hauptsächlich, damit mir selbst diese nicht mit der Zeit abhandenkommen. Aber dann auch, um denen zu berichten, die an meiner Reise in vielfältiger Weise, nicht zuletzt fürbittend, Anteil genommen haben. Aber schließlich auch, um noch mitten in diesem entsetzlichen Krieg einen Ausblick auf die Zukunft unserer Beziehungen nach Israel zu wagen.

Entsprechend handelt es sich beim letzten Abschnitt dieser Zeilen um eine These, die gerne diskutiert und der gerne widersprochen werden darf. Unsere Freunde sollten es uns wert sein, dass wir uns über sie die Köpfe zerbrechen.

## DER ERSTE BLICK

„Auf den ersten Blick hat der Krieg in Israel erstaunlich wenig verändert, zumindest außerhalb des Ben Gurion-Flughafens, der das Tor des Landes darstellt. Dort freilich herrscht eine gähnende Leere, die es augenfällig werden lässt, wie einsam es um dieses Land geworden ist. Tatsächlich habe ich bei meiner Rückreise während der nicht einmal fünfzehn Minuten, die meine komplette Abfertigung mit Sicherheitsinterview, Gepäckaufgabe, Handgepäck- und Passkontrolle benötigte, in viele gähnende Gesichter geschaut. Obwohl die Belegschaft denkbar ausgedünnt ist, haben die Menschen dort einfach nichts zu tun. Ein älterer Herr von der Putzkolonie stellt in der Abflughalle Stühle zurecht, die auch schon zuvor nicht in Unordnung waren. Zwischen-drin nimmt er immer wieder Platz und nickt ein. Sauberkeit und Ordnung in der Abflughalle vertragen derzeit solche Nickerchen. Und obwohl der Ort nicht völlig unbelebt ist, alle Geschäfte geöffnet haben und sich nicht wenige Menschen hier aufhalten, ist doch Platz genug, dass ein Vater mit seinen beiden Töchtern im Dreieck Badminton spielt.

Aber außerhalb dieses Gebäudes erscheint alles nahezu wie immer. Die Straßen sind belebt, Läden und Restaurants werden frequentiert und selbst in unmittelbarer Nähe der libanesischen Grenze ist das Verkehrsaufkommen beinahe so wie sonst. Allerdings habe ich für meinen Aufenthalt im Norden einen guten Tag, einen ohne Raketenbeschuss erwischt. Immerhin feuert die israelische Artillerie während meiner Anwesenheit ein paar Mal in Richtung Libanon, so dass die Bummim, wie man hier sagt, es doch gerade noch verhindern, dass ich auf die Atmosphäre das Adjektiv „beschaulich“ anwende.

Und doch, auch an Tagen, die einen nicht in die Versuchung führen, den Krieg einfach auszublenden, gehen die Menschen zwischen den Alarmen ihrem gewohnten Alltag nach.

## DER ZWEITE BLICK

Aber dann weisen die Wahrnehmungen doch ein paar Fußnoten auf, die daran erinnern, in welcher Situation sich das Land gerade befindet. Am deutlichsten wird dies wiederum auf Ben Gurion: Dort sind immer wieder die nächstgelegenen Luftschutzräume ausgeschildert. Außerhalb des Flughafens begegnet man diesen Hinweisen durchaus auch, aber in den meisten Fällen nur auf Hebräisch. Wer sich jetzt in diesem Land aufhält, so wird offenbar unterstellt, beherrscht auch insoweit die Landessprache und nur am Flughafen bemüht man sich aus Routine um Internationalität.

Zu erwähnen wären ebenfalls die Sandsäcke, die einem nördlich von Rosh Pina da und dort begegnen. Mit Hilfe von Betonblöcken und eben jenen Sandsäcken wurden neben wichtigen Straßenkreuzungen und rund um Ansiedlungen kleine Ein-Mann-Stellungen zur Verteidigung dieser Orte vorbereitet. Auffällig sind diese jedoch nur,

weil die Sandsäcke durchweg aus weißem Plastik sind. Die Freiwilligen der Kibbuz-Wachen ziehen wegen dieses Geniestreichs denn auch die Augenbrauen weit nach oben, ermöglicht es doch das leuchtende Weiß eventuellen Angreifern, die Stellungen schon aus weiter Entfernung auszumachen.

Und natürlich fallen rund um die Hotels, die ansonsten von Touristen belegt sind, die Familien ins Auge, die Evakuierten, die 200.000 Flüchtlinge innerhalb des Landes, die in der deutschen Wahrnehmung keine Rolle zu spielen scheinen.

Ansonsten fällt es mit der Zeit vor allem auf, wer aus dem Bild verschwunden ist: Entgegen aller Erwartungen, die man gegenüber einem Land hegen mag, das sich im Krieg befindet und seine gesamte Jugend eingezogen hat, sind im Straßenbild Militärangehörige weit weniger präsent als in ruhigeren Zeiten. Die Erklärung hierfür ist ganz einfach: Alle Soldaten sind an den beiden Fronten, im Süden und im Norden des Landes, im Einsatz. Umgekehrt führt dies jedoch zur beklemmenden Schlussfolgerung: Wie in allen Kriegen, die Israel im Verlauf seiner modernen Geschichte zu führen hatte, gibt es offensichtlich keine nennenswerten Reserven im Hinterland.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einer Beobachtung in einem Jerusalemer Lokal: Als wäre alles wie immer, wird hier bestellt, gegessen und bezahlt, gequatscht und gelacht. Aber nach einer Weile fällt es mir auf, dass die Gäste beinahe ausschließlich weiblich sind. Die Männer sind fort.

Interessant ist, wo man den Soldaten dann doch begegnet: Es ist der Stolz der israelischen Zivilbevölkerung, ihre Soldaten zu verköstigen, für sie zu kochen und zu backen. Und so kommt man im Oberen Galil z.B. an einem Parkplatz vorbei, auf dem ein Partyzelt aufgebaut ist, in dem wohl Kibbuzmitglieder Kaffee und warmes Essen ausgeben. Wäre der Begriff der Volksarmee nicht durch seinen Missbrauch lächerlich gemacht, hier träfe er genau die Realität.



Foto (KKL-Archiv/Chaim Goldberg): Eine Israelin verteilt Essen an Soldatinnen und Soldaten nahe der Grenze zum Gazastreifen

## DER DRITTE BLICK

Aber die wesentlichen Veränderungen liegen weit tiefer als an der Oberfläche des Sichtbaren und werden weiterwirken, wenn das Verpflegungszelt abgebaut sein wird und der Flughafen wieder von Touristen überfüllt.

Wir befinden uns an einem meiner Lieblingsplätze im Heiligen Land, im Burger-Restaurant Kvish 90 in Obergaliläa: Dort sitzen wir zu dritt, Dafna, Peter und ich. Drei Tage nach seiner Wiedereröffnung brummt der Laden wie eh und je. Ohne Reservierung mussten wir zwanzig Minuten draußen warten, bis uns ein Platz am Ende eines schon besetzten Tisches zugewiesen wurde. Um uns herum werden Geburtstage gefeiert, wird gegessen, gelacht. Die beiden bunten Hunde, mit denen ich unterwegs bin, schütteln in einem Fort Hände von Bekannten. So weit, so vertraut.

Aber das Händeschütteln wird nicht mit dem gewöhnlichen Smalltalk unterfüttert. Stattdessen geht es in allen Gesprächen darum, wo welche Familienmitglieder gerade als Soldatinnen und Soldaten im Einsatz sind, wo sie stehen und wie es um sie bestellt ist.

## „WIR WOLLEN DIESES KLOPFEN AN DER TÜR NICHT HÖREN“

Dafna, Mitarbeiterin einer Regionalverwaltung im Oberen Galiläa

Unter den Händeschüttlern befindet sich Jonathan. Mit seinen grauen Haaren ist er deutlich zu alt für einen Dienst beim Militär und trägt doch die Uniform eines Stabsoffiziers. Ich werde ihm vorgestellt und wir wechseln ein paar unverbindliche Worte. Als wir wieder unter uns sind, setzt Dafna mich ins Bild: Jonathan geht weiterhin seinem Zivilberuf nach, trägt jedoch stets seine Ausgehuniform, um jederzeit für seine besondere Aufgabe abrufbar zu sein. Diese besteht darin, im nördlichen Drittel des Landes den Familien der gefallenen Soldaten die entsetzliche Nachricht zu überbringen. „We don't want to hear that knocking on the door.“ Mit diesem Satz beschließt Dafna diese Gesprächssequenz.

Und das ist es, um was es in ausnahmslos allen Gesprächen geht, die ich in diesen Tagen in Israel führe: Angst und Trauer.

Da sind die Menschen, die sich darüber austauschen, welche Strategien sie anwenden, um nachts schließlich doch noch in den Schlaf zu finden. Meinem Eindruck nach geht das gesamte Land seit dem Schwarzen Samstag

tag immer erst um zwei oder drei Uhr nachts schlafen, weil vorher die Müdigkeit nicht groß genug ist, um die Ängste und eingebrannten Bilder zu überwinden. Und sie tauschen sich über die Fernsehprogramme aus, die sie in den schlaflosen Nachtstunden frequentieren. In denen geht es um Kochrezepte, um heile Welt und um Häuser, die am anderen Ende der Welt zum Verkauf stehen. Und niemand schämt sich zu offenbaren, dass er in den letzten Monaten gewaltig an Gewicht zugelegt hat. Selbstdisziplin wird gerade anderweitig dringender benötigt.

Da geht es in den Gesprächen auch um die persönlichen Verluste, von denen in diesem kleinen Land wirklich alle betroffen sind. Meine Zimmerwirtin für die eine Nacht im Norden erzählt mir, dass ihre Nichte am 7. Oktober beim Nova-Festival ermordet wurde. Wir kennen uns seit zwei Minuten, aber das Thema liegt so oben auf, dass der Fremde sofort damit konfrontiert wird.

Da sind einige Schüler der letzten Austauschgruppe, die ich treffen kann. Von drei Anwesenden ist der große Bruder des Einen vor zwei Wochen gefallen und der große Bruder der Anderen seit dem 7. Oktober schwer verletzt im Krankenhaus.

Da sind die Menschen, die aus den Orten direkt an der libanesischen Grenze stammen und teilweise noch am Schwarzen Samstag evakuiert wurden. Seit drei Monaten leben sie je eine Familie zusammengedrängt in einem Hotelzimmer. Tagsüber machen sich die Eltern – meistens sind nur die Mütter da – auf den Weg nach Qiryat Shmona, um dort ihrer Arbeit nachzugehen. Sie sind beruhigt, dass sich ihre Kinder in relativer Sicherheit befinden, und, so seltsam dies klingen mag, viele von ihnen sehnen sich nicht nach ihrem Zuhause. Oft können sie es sich gar nicht mehr vorstellen, in ihre Häuser zurückzukehren und wieder in Sichtweite des Libanon zu leben, nur durch einen Zaun von der Hisbollah getrennt, die nachahmen könnte, was ihr die Hamas am 7. Oktober vorgemacht hat. Nur, wo sollen diese Menschen denn hin und wer kauft ihnen ihre Häuser, sofern sie denn noch stehen, ab, deren Wert sich seit dem 7. Oktober in Luft aufgelöst hat?

Diese Menschen sind beunruhigt, wenn sich die Lage im Norden wie seit meiner Rückkehr aufheizt, aber diese

Foto (KKL-Archiv/Oren Ben-Hakoon): Ein von Hamas-Terroristen fast vollständig zerstörtes Haus in Kibbutz Be'eri, nahe der Grenze zum Gazastreifen



Menschen beunruhigt die Vorstellung noch viel mehr, dieser Krieg könnte zu einem Ende kommen, ohne dass die Hisbollah entscheidend geschwächt und von der israelischen Grenze zurückgeworfen wurde.

Da ist die Geschichte von jenem Einwohner des Gazastreifens, der 37 Jahre lang als Faktotum in einem Kibbuz in der Nachbarschaft des Gebietes tätig war. Er war sozusagen der Hausmeister des gesamten Ortes und wurde gerufen, wenn es einen Wasserhahn oder etwas an der Elektrik zu reparieren gab. In all den Jahren haben ihm die Kibbuzniks selbst dann Arbeitsgenehmigungen verschafft, wenn der Gazastreifen völlig abgeriegelt war. Er wurde zu Familienfesten eingeladen und war Teil der Dorfgemeinschaft. Nach dem 7. Oktober wurden nun Pläne gefunden, die nur er angefertigt haben konnte. Auf ihnen war genau verzeichnet, wer in welchem Haus wohnte mit den Namen aller Familienmitglieder, wer welchen Beruf ausübte, in welchem Haus es eine Waffe gab oder einen Hund, und alle neuralgischen Punkte der Kibbuz-Infrastruktur sowieso.

Da ist der Soldat, der in Gaza im Einsatz war, und der berichtet, in ausnahmslos allen Kinderzimmern dort fänden sich Bombengürtelattrappen als Spielzeuge.

Und da ist der Vater, der mir seine Phantasie offenbart, mit seiner Tochter als Beifahrerin absichtlich einen Verkehrsunfall zu verursachen, dessen Folgen gerade so schlimm sein sollten, dass die junge Soldatin in den nächsten Wochen und Monaten nicht einsatzfähig wäre.

## AUSBLICK

„It's not easy to be a Jew“, mit diesen Worten fasste eine Gesprächspartnerin ihre vorausgegangenen Schilderungen und Folgerungen zusammen. Dies ist deshalb bemerkenswert, weil diese Gesprächspartnerin als eher linke Israelin in der Vergangenheit nie auf ihre Religion oder Nationalität abgehoben hatte. Aber weil Hamas und Hisbollah bei ihren Demonstrationen in Gaza und Beirut, in London und Berlin in ihren Slogans nie den Israeli, sondern stets den Jahud verwünschen und ihm drohen, hat sich dies geändert.

Ohne über die mindeste Expertise zu verfügen und ohne alle Umstände zu kennen, die bei den innerisraelischen Untersuchungen erst noch zu Tage gefördert werden, wage ich eine Einschätzung, wie es trotz aller vorausgehenden Hinweise dazu kommen konnte, dass die israelischen Sicherheitsbehörden vom Schwarzen Samstag so gänzlich überrascht wurden: Offenbar konnte oder wollte man es sich selbst in Israel nicht vorstellen, mit welcher Hartnäckigkeit, mit welcher Ausdauer und mit welchem Aufwand die Judenhasser der Hamas ihr Ziel der Vernichtung jüdischen Lebens verfolgen würden.

Wenn diese Vermutung zutreffen sollte, dann wäre Israel damit auch ein Opfer seines eigenen Erfolges geworden: Der Staat der Juden war einst angetreten, um nach Jahrhunderten der Verfolgung, um nach dem Grauen der Shoah Juden einen Ort zu verschaffen, an dem sie sicher leben könnten. Und trotz aller Nahostkriege, trotz aller Anschläge und Anfeindungen scheint in den Generationen, die von der Shoah nicht mehr direkt betroffen



waren, das Bewusstsein für das ganze Ausmaß antisemitischen Vernichtungswillens geschwunden zu sein.

Und genau dieses Bewusstsein ist nun zurück und in allen Gesprächen, die ich führen konnte, vorder- oder hintergründig als Angst gegenwärtig. Und diese Angst ist in ihrer Bedeutung für unsere Beziehungen zu den Menschen in Israel und womöglich auch in unseren Beziehungen zu Jüdinnen und Juden in unserem Land nicht hoch genug zu veranschlagen:

Wahrscheinlich werden irgendwann in den nächsten Monaten die Waffen schweigen und Israel auf den ersten und zweiten Blick wieder zu dem zurückfinden, was man dort als Normalität bezeichnet. Aber ob unsere Partnerschaft, ob unsere Schüleraustausche eine Zukunft haben, hängt meiner Einschätzung nach davon ab, dass wir uns dann vom ersten und vom zweiten Blick nicht täuschen lassen.

Wir werden es mit Menschen zu tun haben, die nicht nur durch die Kampfhandlungen, durch Gewalt- und Verluste traumatisiert sind, sondern deren Grundbefindlichkeit sich wahrscheinlich auf Dauer verändert haben wird: Wer traumatisiert ist, kann, so Gott will, mit psychologischer Unterstützung den Weg zurück in ein gut lebbares Leben finden. Wem es sich jedoch eingebrannt hat, dass er dem Vernichtungswillen anderer ausgesetzt ist und bleibt und dass Judenhass sich 37 Jahre tarnen kann, bis seine Gelegenheit gekommen ist, der wird sich elend schwer damit tun, neues Vertrauen zu fassen – aus gutem Grund. Und das Mindeste, das von uns verlangt

wird in der Zukunft, aber auch schon jetzt, wenn wir es mit unseren Beziehungen nach Israel ernst meinen, ist, dass wir diese Befindlichkeit zulassen. Dass wir sie nicht wegreden oder friedensduselig relativieren, so sehr wir und die meisten Israelis uns Frieden für alle Menschen wünschen. Dass wir anerkennen, dass es diesen mit obsessiver Energie aufgeladenen, abgrundtiefen Hass gibt, der auch durch das beste Abkommen nicht aus der Welt zu schaffen sein wird.\* Dass wir diese Befindlichkeit nicht übergehen, indem wir uns in eine Partnerschaft der oberflächlichen Heiterkeit oder in die Geschäftigkeit gemeinsamer Projekte flüchten. Solche Partnerschaft würde sich im Nu verflüchtigen.

Wir werden gefragt sein und sind es schon jetzt, ob wir bereit sind, den Blick auf die Geschichten zu wagen und auszuhalten, die uns unsere Freunde erzählen werden, wenn sie bei uns die Offenheit dafür spüren. Und so sehr wir im Aushalten von Geschichten in dieser Partnerschaft erprobt sind, müssen wir dessen gewärtig sein: Von jetzt ab geht es nicht mehr nur um Geschichten aus der Vergangenheit der Groß- oder Urgroßeltern, sondern auch um solche aus der direkten Gegenwart.

Unsere Beziehungen nach Israel, wenn wir es denn ernst mit ihnen meinen, werden viel mehr Mut erfordern als dieser Kurzbesuch unter der Drohung möglicher Alarme: Wir werden gefragt sein, ob wir den Mut aufbringen, gemeinsam in Abgründe zu schauen.

**Billiger wird unsere Partnerschaft zu unseren Lebzeiten nicht mehr zu haben sein.**

\* Wer die religiösen Begriffe der Sünde und des Teuflischen nicht aus seinem Sprachschatz verbannt hat, wird sich damit eventuell etwas leichter tun, als von zeitgenössischer Psychologie und Materialismus geprägte Menschen

Foto (KKL-Archiv/Jamal Awad): Zerstörung durch einen Raketeneinschlag in Ashkelon.

